

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 112 (2002)

Artikel: H. : aus dem Leben der Legende
Autor: Mettler, Michel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-900834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Michel Mettler

H.

Aus dem Leben der Legende

Heute will H. etwas trübe sein. Es ist eine stille, zufriedene Übelkeit in H. Nichts Grossartiges, Tosendes, nur der bescheidene Wunsch, alles möge so schlecht und nichtswürdig sein, wie er vermutet. Er geht nicht in den Wald, um Harzdüfte zu kosten, sondern um zu sehen: Bäume, sonst nichts, eine unterholzverwüstete, grün-in-grüne Öde.

H. geht in den Wald. Die Joggerinnen blicken angestrengt vor sich auf den Boden, nehmen keine Notiz von ihm. *Was ist so interessant an diesem Kies?*, fragt sich H. *Und was so uninteressant an mir?* H. scheut den Vergleich mit Kieswegen. Lange steht er vor der leeren Rehkrippe, hört das Geschrei der würstebratenden Jugend. *Ein Fehler, die Waldhütte so nahe bei der Rehkrippe zu bauen*, denkt H. Fehler festzustellen, befriedigt ihn.

Auf den Kiesweg zurückgekehrt, steht er unversehens vor einer Joggerin. Sie umklammert einen gebeizten Holzpfahl und macht Dehnungsübungen. H. geht missmutig weiter. Ihre Haarschnalle hat ihm gut gefallen, der Rest nicht. *Dieser Wald ist ein Fehlschlag*, denkt er. *Nichts an ihm stört meine Übelkeit.*



Manchmal schreibt H. Gedichte – aber nur, wenn es ihm sehr schlecht geht. Also selten. H. ist ein kluger Mensch, also wirft er seine Gedichte nach spätestens drei Tagen fort. Kluge Menschen werfen ihre Gedichte fort, vernichten sie, weiss H. Doch er wirft seine Gedichte nicht fort, weil er klug sein will, sondern weil er an ihrer Unvollkommenheit leidet. Denn H. ist Poet. Poeten leiden an der Unvollkommenheit ihrer Gedichte. Je grösser der Poet, desto stärker das Leiden. Die grössten Poeten leiden so sehr an der Unvollkommenheit ihrer Gedichte, dass sie sie auf der Stelle fortwerfen, vernichten müssen. *Noch grössere Poeten würden aus Scham niemals Gedichte schreiben, kein einziges, wären also gar keine Poeten.*

Unter H.s Gedichten gibt es welche, die sind so gut, dass H. sie auswendig behält, auch wenn er sie sofort vernichtet. Aber nicht einmal die gibt er je zum Besten. H. ist ein kluger Mensch und weiss, noch klüger wäre es, gar keine Gedichte zu schreiben. Das tut er

auch meistens, bloss wird er diesem Vorsatz manchmal untreu. Aber nur, wenn es ihm wirklich **SEHR** schlecht geht. Also äusserst selten.



Um herauszufinden, wie er sich gerade fühlt, schüttet H. etwas Tinte auf ein Blatt Papier und faltet es so zusammen, dass sich die Tinte symmetrisch verteilt. Dann öffnet er es und rätselft, was das Bild wohl bedeuten möge. Leider ergebnislos. Diesen Vorgang wiederholt H. einige Male, dann legt er die Blätter in eine Mappe und macht sich auf, um sie einem befreundeten Psychologen zu zeigen. Am Marktplatz trifft er M., den Galeristen, den wichtigsten. (Zwar gibt es noch andere, doch keiner ist so bedeutend wie dieser hier.) H. beginnt sofort über das Licht zu reden, über den Verlauf der inneren Spektren, die geheimnisvollen Stimmungen und Schwebungen der Luft. M. lauscht und denkt: *Ja freilich, die Luft...* Doch H. fährt fort: Ariels Reigen, die geheime Lebensordnung der Luftwesen, der Durkreis des Sauerstoffs, das Atemgold. Der Galerist ist beeindruckt, fühlt sich beglückt durch die Begegnung. H. will eben in einer Nebelschwade wegtauchen, die aus einem undichten Dohlendeckel steigt, als der Galerist die Mappe unter seinem Arm bemerkt. Er unterbricht H.s schraubenförmige Bewegung und zeigt neugierig auf die Mappe. «Ach so, die Mappe, äh, die ...» – «... die Werke!», schreit M. ausser sich. «Dacht ich 's mir doch, dass Sie auch bildnerisch...» – «Ach was!», sagt H. «Oder meinen Sie?» – «Kein Zweifel», sagt M. elektrisiert. – «Sie sind mir aber teuer», sagt H. reaktionsschnell. – «Kann ich mir denken», sagt M. «Wieviel?»

H. rafft seinen Mantel zusammen, drückt die Mappe an sich und wendet sich um. «Melden Sie sich in etwa einer Woche!», ruft er über die Schulter zurück. «Viel zu tun. Brauche Bedenzeit.»

Was für ein Wirrwarr!, denkt H. zu Hause, jetzt soll ich also auch noch Maler werden! Und legt sich schlafen.



Auf den dreissigsten Geburtstag bekommt H. von seiner Tante Melanie ein Aquarium mit einem lebenden Fisch geschenkt. Wie bei Geschenken üblich, weiss H. zunächst nicht, was er damit soll. Er wuchtet das Ding erst mal auf eine umgedrehte Weissweinkiste in seinem Schlafzimmer und späht hinein. Das Fischlein schwimmt ganz lustig herum. H. setzt sich vor die bläulich schimmernde Scheibe und staunt. Die Plastikzweiglein wedeln im Wasserwind. Dann schaltet H. die Aquariumbeleuchtung aus, denn er weiss, Fische mögen kein Kunstlicht. H. kann jederzeit die Stabtaschenlampe zücken, wenn er Konrad betrachten will. – H. ahnt, dass dies der Beginn einer langen Freundschaft ist, die auf Stille beruht. Die nächste Zukunft wird von einem kühlen, schweigsamen Nebeneinander bestimmt sein – H.s Ahnungen haben ihn noch nie getäuscht. Eine Art Frieden geht von dem Behältnis aus. H. zieht den Stecker: Das Surren der Umwälzpumpe stört. Es bleiben ihnen drei Tage stummen Zwiegesprächs zwischen Wasser und Luft, drei sternklare Nächte vor und hinter Glas. Dummerweise hat die Tante vergessen, Fischfutter mitzubringen. Und Gebrauchsanweisungen sind nicht H.s liebste Lektüre.

H. schüttet Konrad mitsamt dem Grünzeug ins Klo. Dann trägt er die Kiste in den Hinterhof und heftet einen Post-it-Zettel an die Stirnseite, auf dem geschrieben steht: «Aquarium zu verschenken.»



H. sitzt vor dem Fernseher und schaut Formel 1. Das monotone Wrumm-Wrumm versetzt ihn in eine kontemplative, weltbejahende Stimmung. Nur beim Formel-1-Schauen hört H. auf, mit der Fernbedienung rumzuspielen. Seine Hände kommen zur Ruhe, sein geistiges Ich geht in der Betrachtung auf. H. wippt sanft auf dem Ledersessel auf und ab, um den Rhythmus der Strecke ganz in sich aufzunehmen. Da gibt's beträchtliche Unterschiede: Monza taktet anders als Hockenheim. Dann konzentriert sich H. auf die Farben der Autos: Jetzt ein blaues! Jetzt ein silbernes! An jedem roten freut sich H. bübisch. Ein rotes Rennauto ist etwas zutiefst Erfreuliches,

Befriedigendes – eine Kombination, deren Stimmigkeit niemand bestreiten kann.

Für H. könnte jeden Tag Formel 1 sein. Der Rennverlauf ist ihm unwichtig. Seinetwegen könnte das Rennen tagelang dauern und ohne Zieleinfahrt bleiben. Zwischendurch geht H. in die Küche und knabbert an einer Karotte, nascht vom Selleriesalat oder nimmt einen Schluck Vitaminsaft. Dann atmet er tief durch und kehrt ins Wohnzimmer zurück, scharf darauf achtend, von welcher Farbe der Rennwagen ist, den er beim Eintreten zuerst sieht. Daraus wird er in Zukunft die Zukunft lesen können. Formel 1 ist ihm Tarot, Farbenlehre und Meditation zugleich.

Wenn die Fahrer wüssten, was ihr Rumkurven mir bedeutet!, denkt H. *Ein Tag ohne Formel 1 ist ein verlorener Tag. Wer nie so Formel 1 geschaut hat wie ich, hat nicht gelebt.*



H. scheint von Ratsuchenden umgeben zu sein. Immer wieder besuchen ihn Freunde in der Hoffnung, er möge sie auf den rettenden Einfall bringen. H. entsinnt sich vieler schöner Erlebnisse in diesem Zusammenhang. Matthias zum Beispiel. Matthias' Steckenpferd ist der Modellbau. Doch seine Flugzeuge fallen stets auseinander. «Du musst weniger Leim nehmen», sagt H., «dann klappt's.» Matthias befolgt seinen Rat und gewinnt prompt einen Titel am nationalen Modellbauwettbewerb. Oder Timo: Timos Hobby ist das Zähneputzen. Trotzdem hat er dauernd Karies. «Du musst weniger Pasta nehmen, dann werden sie sauber», sagt H. Nach anfänglichem Widerstand probiert es Timo aus, und seither sind seine Zähne gesund. Lustig auch die Erinnerung an Albert, der Fische züchtet. Leider sterben seine Fische massenweise, keiner überlebt länger als drei Wochen. Albert gibt sehr viel Geld aus, um Fische nachzukaufen. «Du musst ihnen ein kleineres Aquarium geben, im grossen fühlen sie sich verloren», sagt H. Albert tut wie geheissen, und seine Fische sind gesund und werden steinalt. Obwohl H. weder für Modellbau noch für Zähneputzen noch für Fischzucht etwas übrig hat, findet er

die Lösung. *Man muss kein Fachmann sein, um die Lösung zu finden*, denkt er, *nur klug muss man sein, und ein Sensorium muss man besitzen*. H. hat weder Hobbies noch Fachgebiete, nur sein Sensorium. Das genügt ihm voll und ganz.



Manchmal ist H. nervös. Er sitzt mit zerquälter Miene auf dem Sofa, steht ab und zu auf und geht zum Fenster, um sogleich wieder zum Sofa zurückzukehren. *Wenn das alles nur inszeniert ist!*, denkt H. erregt. *Vielleicht bin ich ja ein Behindter, und irgendein mitleidiger Mäzen gibt Billionen dafür aus, dass eine für mich lebenswerte Welt inszeniert wird. Alle bekommen Geld dafür, dass sie freundlich zu mir sind, in Wahrheit aber sind sie Therapeuten. Hunderte von Kamerateams produzieren ständig Filme für mich, aber längst sieht niemand mehr fern; ausser mir. Und auch diese Tausende von Büchern sind nur für mich geschrieben worden – um einem Behinderten etwas Abwechslung zu verschaffen. Die geistigen Möglichkeiten der Menschheit aber sind so gross, dass sie die meinen weit übersteigen*. Hier bricht H. ab. Das kann er sich nicht vorstellen. *Und doch, denkt H., ganz sicher kann man nie sein*. Vielleicht ist dies der Grund, weshalb H. allen Menschen mit einer heimlichen Skepsis begegnet.



In R. besteigt H. den Zug Richtung W. *Etwas stimmt nicht mit diesem Zug*, denkt H., während er durch die Sitzreihen schlendert, doch merkt er vorerst nicht, woran es liegt. Doch als er sich setzen will, sieht er: Hier sitzen ja lauter Verletzte! Links ein älterer Mann mit Beingips, rechts ein Knabe mit einbandagiertem Kopf, weiter vorn eine Frau mit Krücken. Daneben drückt sich ein Herr mittleren Alters ein blutiges Taschentuch gegen die Stirn.

Im nächsten Wagen folgen die schweren Fälle: Lähmungen, Abszesse, Amputationen. Im rollstuhlgängigen Stauraum verschobene Wirbel, eingeklemmte Nerven. Erst im vordersten Wagen findet H.

einen jungen Mann, der ihm unverletzt scheint. H. denkt: *In diesem Lazarettzug ist er eine extreme Minderheit – um ihn nicht zu diskriminieren, setze ich mich zu ihm, obwohl es noch leere Abteile gibt.*

Erst als er schon auf dem gegenüberliegenden Sessel sitzt, bemerkt H. die Röntgenbilder auf der Ablage, den Schiefhals, die im Krampf einwärts gedrehten Füsse. Augenblicklich verschluckt er sich, beginnt heftig zu husten und erleidet seinen bislang schwersten Asthmaanfall.



H. beherrscht die Kunst, immer das zu sagen, was sein Gegenüber hören will. In Gesellschaft von Gebildeten sagt er: «Wer mich verstehen will, muss Luhmann gelesen haben.» Er selbst hat Luhmann nicht gelesen: keine Zeit gefunden, stets Wichtigeres zu tun gehabt, leider. Doch H. weiss, er kann sich voll auf seine Gabe des ergänzenden Denkens verlassen. Er braucht nicht Seiten zu fressen wie die gewöhnlichen Leser – kleine Hinweise genügen. Aus ihnen leitet H. ab, dass sein Denken mit demjenigen von Luhmann vieles gemein haben muss. Es scheint da aufschlussreiche Parallelen zu geben. Das haben ihm ausgewiesene Luhmann-Spezialisten gesagt. Die müssen's ja wissen. *Dieser Luhmann, wahrscheinlich Mathematiker, muss ein bemerkenswerter Typ sein*, denkt H. und beschliesst, diesen Menschen bei der nächsten Gelegenheit kennen zu lernen. Zwei Tage später liest er in der Zeitung von seinem Tod. *Schade*, denkt H., *es wäre bestimmt spannend für ihn gewesen, mich kennen zu lernen.*



Als Handballtorwart wächst H. in matchentscheidenden Phasen über sich hinaus. Er verlässt bei gegnerischem Angriff das Tor, um die Bälle auf sich und damit an seinem Tor vorbeizulenken. *Das Prinzip Winkelried*, denkt H. Seine Methode ist nicht unumstritten, doch H. verlässt sich auf seine hypnotischen Fähigkeiten. *Sport ist etwas Parapsychologisches*, denkt er, *das haben meine Kollegen noch nicht begriffen*. Der Trainer ist unzufrieden mit den letzten Ergebnissen. Nach

dem jüngsten Abstieg ist die Mannschaft auf den untersten Plätzen der untersten Spielklasse angelangt. Doch H. kann seine Mitspieler davon überzeugen, dass erst hier, am Tabellengrund, der Sport, das heisst das, was ihn im Innersten ausmacht, so richtig beginnt: «Das Spiel», sagt H., «frei von Erfolgsdruck und Sachzwängen. Wo experimentiert wird. Wo auch mal was schief gehen darf.» – Die Mitspieler bewundern ihn für seine Risikobereitschaft. Dies honoriert H., indem er sich nicht von höher klassierten Mannschaften abwerben lässt.



Wird H. gefragt, was er abends gerne essen würde, antwortet er: «Essen? Ist schon Zeit? Wie soll ich denn jetzt schon wissen, worauf ich am Abend Lust habe! Sage ich jetzt Rind, möchte ich später vielleicht Kalb oder Lamm. Soll ich mich jetzt auf etwas festnageln lassen, was ich am Abend bereuen werde?» Wird H. gefragt: «Gehen wir spazieren?», antwortet er: «Wohin wohin? Man kann doch nicht einfach ziellos in der Gegend herumwandern, bloss um des Wanderns willen.» Wird H. gefragt: «Wie geht es Ihnen?», sagt er: «Das hätten Sie mich vor einer Stunde fragen sollen. Jetzt hab ich es vergessen.» Und geht spazieren.



H. hat den deutschen Schlager für sich wiederentdeckt. *Die Welt des deutschen Schlagers ist eine zutiefst ehrliche Welt*, denkt H., wo auch schlichte Gefühle ausgesprochen werden dürfen und wo das Grundlegende zählt: «Ich liebe dich», «Ich vermisste dich», «Mit dir, nur mit dir» usw. Während er dies denkt, steigen H. Tränen in die Augen. Er geniesst es in vollen Zügen. Tief gerührt von dieser entwaffnenden Direktheit, denkt er: *Das ist zwar alles viel zu explizit, aber es hat ohne Zweifel Authentizität. Intensität. Und worauf kommt es im Leben*

an, wenn nicht darauf? Die Welt des deutschen Schlagers sollte uns geistig Arbeitenden zu denken geben. Dieses tiefe Vertrauen in ewige Werte, innere Tugenden! Oder sind wir bereits zu abgestumpft, geistig zu überzüchtet dafür? Sind wir nicht mehr fähig, zu zweifeln? An unseren hochgemutten Konzepten zu zweifeln?

H. lässt zum zwanzigsten Mal Heinos BLAU BLAU BLAU WIE DER ENZIAN laufen und denkt dabei: *Wenn einer wie ich solche Musik hört, ist das, als würde ein Vegetarier über den eigenen Schatten springen und öffentlich eine Bratwurst essen.*

H.s Vorfreude ist immens, wenn er sich ausmalt, mit welch orgiastischer Lust er nach dieser langen Zuckerkur wieder Zwölftonmusik hören wird.



Manchmal kommen die Leute zu H. und bitten ihn um Rat. H. sitzt in seinem Korbsessel und rutscht nervös darin herum. Sein Hintern juckt. Er gibt nur ungern Ratschläge. Aber weil die Leute es von ihm erwarten, fühlt er sich verpflichtet. H.s Empfehlung ist immer dieselbe: «Tue, was du tun musst, aber tue es, ohne berühmt zu werden.»

Erleichtert gehen die Besucher nach Hause. Sie schlafen ein mit H.s Sätzen im Ohr: *Wer berühmt werden will, der wird nicht berühmt. Nur derjenige, der keinesfalls berühmt werden will, wird letztendlich berühmt.* Sie träumen von H.: Wie er auf einer Kumuluswolke sitzt, die Harfe zupft, seine goldenen Locken kämmt. Auf einmal erscheint Gott und unterhält sich mit H. Selbst Gott ist beeindruckt von H. Der Erzengel Gabriel fliegt vorbei und macht einen seiner berühmten Purzelbäume im Sturzflug. H. wirft kurz den Kopf zurück, lacht kehlig und winkt lässig ab. Auch Gott lacht mit H. über Gabriels witzige Vorführung. Er umarmt H. zum Abschied und sagt: «War schön, mit Dir zu plaudern, H., mach weiter so!»

H. weiss, dass die Leute solche Träume haben. Es tut ihm leid. Er möchte nicht, dass man ihn so sieht. *Aber was soll ich denn tun, denkt H., dafür, was in den Träumen anderer Leute geschieht, kann ich doch nichts.* Und schon hat H. vergessen, was ihn bedrängt hat.

Sein Hintern juckt nicht mehr. *Wenn man an etwas Gutes denkt, denkt H., geht das Gute daran in Erfüllung.*



Manchmal nimmt sich H. vor, normal zu werden. Ein lustiges Spiel! Er durchkämmt die Kaufhäuser nach etwas Unverfänglichem, irgendeinem Requisit, das ihn zu etwas Gewöhnlichem machen soll. Nach langer Suche kauft sich H. einen Hut, der ihm sehr durchschnittlich vorkommt. Doch siehe da, sobald er auf H.s Kopf sitzt, verwandelt er sich in eine Attraktion, auf die mit blosen Fingern gezeigt wird. Wo immer H. erscheint, stossen die Leute einander an und beginnen zu tuscheln – über H. oder über den Hut, wer weiss.

H. flieht in ein beliebiges Restaurant, legt den Hut vor sich auf den Tisch, bestellt Kaffee, stürzt ihn viel zu heiss hinunter, zahlt, bricht auf, betritt die nächste Kneipe, legt wieder den Hut vor sich auf den Tisch. *Es ist nicht leicht, normal zu sein, wenn man dazu keine Begabung hat*, denkt H. und starrt auf seinen Hut. *Einigen ist's gegeben, andern nicht. Man sehnt sich nach dem Gegenteil. Das Gesetz des Ausgleichs – gewöhnliche Physik. Die Normalen möchten ungewöhnlich sein, die Ungewöhnlichen normal. Das ist ganz normal.*

Nach dem zehnten Kaffee geht H. zappelig wie ein Kind nach Hause und wirft den Hut in die tiefste Tiefe des Kleiderschranks. Ein Fehlkauf. Eine Woche später, als H. sich nach strenger Klausur wieder in die Stadt wagt, sieht er Hüte seines Typs, wohin er blickt. *Die neue Mode, denkt H., hab sie versehentlich erfunden. Wieder mal war ich eine Woche zu früh.*



H. sitzt im Zug und betrachtet die vorüberziehende Landschaft. In seinen Augen spiegelt sich der Himmel, die Erde, Bäume, Wasserläufe, Häuser, Hecken und Wege. In seinen Augen könnte ein Geübter die Welt sehen. Aber es ist niemand da. H. sitzt allein im Abteil. Niemand sieht in seine Augen. Nur er, H., sieht durch sie und durchs Abteiffenster in die entfliessende Landschaft hinaus.